

Jahrgang II.

No. 8.

November 1912

# KAIN

Zeitschrift für  
Menschlichkeit  
Herausgeber:

Erich Mühsam



**Inhalt:** Für den Frieden. — Münchener Theater. — Tagebuch aus dem Gefängnis. - Bemerkungen. — Gerhart Hauptmann. — Wenn der bayerische Löwe brüllt. — Lieb Vaterland. — Schlechte Manieren.

**Kain-Verlag München.**

**30 Pfg.**

# Die Schaubühne

Herausgeber:  
**Siegfried Jacobsohn.**

---

## Stimmen der Presse:

**Die Zukunft.** Die Schaubühne ist die beste deutsche Theaterzeitschrift, die wir besitzen; eine der am würdigsten redigierten Zeitschriften. Ein Golfstrom: Lebendigkeit, Wärme, Geistigkeit, Kampf, Witz, Seele geht von ihr aus.

**Dresdener Anzeiger.** Nach acht Jahren des Bestehens dieser Zeitschrift, die damals bereits an dieser Stelle mit Anerkennung begrüßt wurde, muss nachdrücklich betont werden, dass wir in Deutschland jetzt keine Theaterzeitschrift haben, die der Schaubühne an Schärfe und Weitsichtigkeit des Urteils, an gediegenen und glänzenden Aufsätzen vorangestellt werden kann. In jahrelanger aufmerksamer Prüfung hat sich dieses Urteil bei uns befestigt. Jeder Freund einer ehrlichen, freien und eindringlichen Kritik wird die Schaubühne mit Genuss und reichlichem Nutzen lesen.

**Hannoverscher Courier.** Recht verschiedene Geister sind es, die sich hier im Rahmen einer Zeitschrift zusammenfinden, aber eins eint sie: sie alle reden mit durchaus persönlichen Akzenten, es sind nämlich Leute, die ihrem eigenen Instinkt lieber folgen als dem Instinkt der Masse. Manche sprechen geradezu im Ton der Leidenschaft, des Fanatismus. Der Inhalt des Blattes ist in hohem Grade mannigfaltig; auch die Form unterhaltsam und abwechslungsreich.

**Mannheimer Generalanzeiger:** Die Schaubühne ist von allen Theaterzeitschriften die aparteste, lebendigste und anregendste. Siegfried Jacobsohn gibt sie heraus. Er ist von denen, die heute über Theater schreiben, der einzige, der wirklich Kritik hat.

**Neue Züricher Zeitung.** Die Schaubühne ist ein frisch redigiertes, inhaltlich anregendes Organ für alles, was näher oder ferner mit der Bühne in deutschen Landen wie im Ausland zusammenhängt. Sie ist eine jener Zeitschriften, die man stets gerne in die Hand nimmt, weil man stets sicher ist, irgend etwas zu finden, was Interesse und Nachdenken weckt.

**Leipziger Tageblatt.** Die Schaubühne verdient das Lob, eine unsrer besten Zeitschriften und unter denen, die sich mit dem Theater- und der dramatischen Kunst beschäftigen, weitaus die beste zu sein.

---

Vierteljährlich M. 3.50, jährlich M. 12.—, Einzelnummer 40 Pfg.

**Einmonatiges Probe-Abonnement gratis und franko.**

**Verlag der Schaubühne CHARLOTTENBURG**  
∴ Dernburgstrasse 25. ∴

Jahrgang 11  
No. 8.

München,  
November 1912.

# KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

---

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a

---

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.  
Mitarbeiter dankend verboten.**

---

## Für den Frieden.

Der Friedenspfeife der europäischen Staaten ist ein Funke davongeflogen. Der hat den Benzinbehälter am Balkan explodieren lassen, und nun steht Groß und Klein neugierig und von einem wollüstigen Schauer gekitzelt in gemessener Entfernung um den dicken Pulverturm herum und wettet, ob ihn das Feuer wohl erfassen werde oder ob man in ihm weiterhin das europäische Gleichgewicht stabilisiert sehen dürfe. Die geachteten Patrioten, die nichts Geistiges zu verlieren haben, spucken schon in die Hände und freuen sich auf den frisch-fröhlichen Krieg gegen die Nachbarn, die im Moment, wo es losgeht, zu Erbfeinden avancieren werden. Vaterländische Schornalisten krümeln aus dem Zettelkasten der stereotypen Redewendungen den wohltätigen Aderlass hervor. Der Burschoa sichtet seine Papierchen und richtet seine Spekulation auf Baisse ein. Die Männer in der Bluse lassen den dröhnenden Schritt der Arbeiterbataillone hören, begeben sich in musterhafter Disziplin zum Meeting in einen benachbarten Vergnügungspark, nehmen — einige hunderttausend klassenbewußte Männer und Frauen —

einstimmig eine Resolution an, in der sie den Krieg für kulturlos erklären und die Einberufung der Abgeordneten fordern, die das noch einmal sagen sollen. Dann begeben sie sich in bewundenswerter Ordnung nach Hause.

Manche meinen auch, es sei noch nicht so gefährlich. So schnell schießen die Preußen nicht. Gut Ding will Weile haben. Es wird nichts so heiß gegessen, wie es aufgetragen wird. Was geht's uns an, wenn unten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen? Kommt Zeit kommt Rat. Wie gehts Ihnen denn sonst?

Wir leben in einer trüben Zeit, der im Denken und Wollen faulsten, die die Geschichte erlebt hat. Der Ehrgeiz der Völker strebt nach der technischen Vollkommenheit der Kriegswaffen. Die Beziehungen der Nationen regeln sich nach den Tölpeleien, die den aller Aufsicht entrückten Diplomaten und Botschaftern in ihrem Dauerschlaf passieren. Die Massen werden politisch geschult, indem ihnen ein schwächliches Parteiprogramm als Gummischnuller in den Sabbermund geschoben wird. In den Schulen und auf den Bierbänken werden die Ideale gepredigt, an denen schon vor 1870 das Talentchen des seligen Professors Emanuel Geibel verkrachte. Ueber jede junge Begeisterung aber, über alles frische Trachten nach Leben, Bewegung, Freiheit, Schönheit, Glück führt die senile Erfahrung klapperiger Oberlehrer den schäbigen Wischlappen einer trägen Geschäftsmoral.

Und die Jungen lassen sich gefallen. Sie kommen garnicht darauf, daß die Weisheiten, die man ihnen einpaukte, kritikfähig sind. Weil die Alten es ihnen so sagten, glauben sie an den Gott, der uns Menschenkinder an der Strippe führt und uns nach Belieben über Gräber hopsen oder hineinplumpsen läßt. Sie finden es ganz in der Ordnung, daß ihre Liebe den Alten ein Rechenexempel, ihr Beruf eine Spekulation, ihr Lebenswandel ein Börsenpapier bedeutet. Die Jugend unserer Tage hat keinen Stolz, kern, Selbstvertrauen, keinen Mut. Sie fürchtet

den Rohrstock der vorigen Generation und plappert darum nach, was das brave Kind wissen soll, bis sie es glaubt, bis sie alle bessere Einsicht, alles natürliche Gefühl, allen jungen Leichtsinn verdrängt hat und selbst alte Generation geworden ist.

Was aber den jungen Menschen dieser Zeit am bittersten fehlt, das ist die Fähigkeit zur Leidenschaft, zum Zorn, zur Ergriffenheit. Der Verlauf der Gegenwartsgeschichte wäre ein völlig anderer, wenn die öffentlichen Begebenheiten nicht so sehr auf kritischen Verstand als auf kritische Herzen Rücksicht zu nehmen hätten. Die gemeinsten Schändlichkeiten, die in aller Welt geschehen, werden mit einer Nüchternheit und inneren Teilnamslosigkeit diskutiert, daß man an jeder Aktion, die Empfindung, Hingabe, Seele verlangt, für alle Zukunft verzweifeln möchte. Unser indolenter Nachwuchs aber glaubt sich vorurteilslos, weil er temperamentlos ist, und hat keine Ahnung, daß er Opfer jener kalten, fatalistischen und im Grunde tiefphiliströsen materialistischen Geschichtsauffassung ist, die alle Handlung als naturgewollt und der Entschließung des individuellen Willens entrückt ausgibt. Das brüstet sich mit unverstandenem Nietzsche, heißt sich amoralisch und turnt jenseits von Gut und Böse an unsozialen Begriffsbarren herum. Es ist hohe Zeit, daß die Werte Gut und Böse wieder Eingang finden in die Gefühlswelt der jungen Leute. Sie müßten nur den Pfaffen und Advokaten entrissen werden und im Sinne von Sozial und Unsozial die Ethik der Wertvollsten stützen, dann könnten sie dem klugen Kritizismus unserer Zeit sehr wohl die Wärme geben, die zu seiner Umsetzung in förderliche Taten nötig wäre.

Man horche nur in den Zirkeln der Jeunesse dorée herum, wie schnuppig bei aller Heftigkeit und Lebhaftigkeit der Erörterungen die gegenwärtigen Vorgänge auf dem Balkan und die daraus hervorquellenden Möglichkeiten behandelt werden. Der Rassentheoretiker, der allemal

zugleich Entwicklungspolitiker ist, begrüßt freudig die Energie der verbündeten Slavenvölker, die endlich die verhaßte, kulturlose, degenerierte, erbärmliche Osmanenbande aus Europas benedeitem Zivilisationsbezirk vertreiben werde. Der gewitzte Realpolitiker bekennt sich dagegen als deutscher Nationalist und legt — sehr viel gescheiter, aber frei von jeglicher sachlichen Beteiligung — dar, wie schreckliche Folgen eine Niederlage der Türken für das Deutsche Reich haben müßte. Denn die siegreichen Balkanstaaten würden sich zu einem mächtigen Bundesstaat vereinigen, Oesterreich bekäme dadurch eine starke Großmacht in den Rücken und wäre als Bundesgenosse für Deutschland gänzlich entwertet, das nach allen Grenzen hin absolut isoliert dastände. Argumente für den Völkerfrieden, die vom reinen Gefühl diktiert werden, werden von beiden mit gleicher Verständnislosigkeit angehört. Die Menschlichkeit hat als überzeugende Kraft in unseren Zeitläuften längst ausgedient.

Wie steht es denn aber wirklich mit der ganz Europa beschämenden Kulturlosigkeit der Türken? Wahrscheinlich nicht gar so arg, wie es gemacht wird. Zunächst ist es eine gelinde Fälschung, die Türken ohne weiteres mit den Osmanen zu identifizieren. Die Rasse ist von arabischen, tscherkessischen, slavischen und romanischen Elementen längst so gründlich durchsetzt, daß die Schwätzer, die mit dem Maul ein ganzes verkommenes Hunnenvolk auszurotten scheinen, genau so geschmacklos daherreden wie ihre Gegner, denen alle Serben, Bulgaren, Montenegriner und Griechen nichts anderes als verlauste Hammeldiebe sind. Der Verlauf des Krieges soll jetzt die Untüchtigkeit der Türken evident beweisen. Dem kann wohl entgegnet werden, daß Kriegstüchtigkeit nicht im mindesten ein Kriterium für den sittlichen Wert eines Volkes ist. Daß es den Türken weder an Mut noch an Entschlossenheit gebricht, haben sie vor ganz wenig Jahren gezeigt, als sie in der kürzesten, unblutigsten und zielklarsten Revolution

sich demokratische Einrichtungen schufen, die dem Preußen, das zur Ausbildung türkischer Soldaten Offiziere auslieh, noch lange fromme Sehnsucht bleiben werden. Es sei daran erinnert, daß dasselbe Osmanenvolk, das jetzt als Ausbund letzter Kläglichkeit gemalt wird, dermaleinst vor den Toren Wiens gestanden hat, daß es in den letzten vierzig Jahren eine Reihe von Verteidigungskriegen geführt hat und im Augenblick, da es noch mitten im Kriege gegen eine europäische Großmacht begriffen war, von den landhungrigen Nachbarn angegriffen wurde.

Natürlich haben die aggressiven Herren Könige, von denen nur zwei überhaupt Landsleute ihrer Untertanen sind, nicht verabsäumt, durch die Berufung auf sein Kreuz das Andenken des ersten Christen zu schänden. Diesen Beauftragten gewissenloser Großspekulanten war es nicht zu schäbig, für ihr straßenräuberisches Beginnen, für den tückischen Ueberfall auf ein geschwächtes Land, dem man noch nicht einmal Zeit ließ, sich in den durch die Revolution neu geschaffenen Verhältnissen zu orientieren, für die Hinmordung zehntausender junger Menschen, für die Brandschatzung ganzer Landstriche mit allen unvermeidlichen Schweinereien an Notzucht und Greisen- und Kindermord, — diesen gottgesalbten Potentaten war es nicht zu schäbig, für all das Entsetzliche des Raubzugs die Friedens- und Liebeslehre des Christentums zum Vorwand zu nehmen. — Und die man bei uns auf diese Niedertracht aufmerksam macht, finden sie ganz selbstverständlich und sehen nicht ein, warum man im Bauernvolk die Leidenschaft nicht mit Scheingründen erhitzen soll, da die wahren Motive für den Krieg bei der unverdorbenen Masse ja doch nicht auf Verständnis rechnen können.

Ich will mir den Vorwurf des krassen Dilettantismus in politischen Dingen gern gefallen lassen, wenn ich nun erkläre, daß meine Sympathie sogleich auf Seiten der slavischen Balkanvölker (nicht ihrer Könige) sein wird, wenn Oesterreichs begehrllicher Langfinger in die Morderei eingreift.

ein Raubzug um exploitierfähige Landstrecken sein, sondern ein revolutionäres Aufbegehren gegen die auf Geld- und Militärüberlegenheit trumpfende Räuberei europäischer Sklavenjäger. — Wird es dazu kommen? Wird die österreichisch-ungarische Völker-Koalition wirklich die Verantwortung tragen wollen, um die direkte Nachbarschaft mit der Türkei zu retten, den entsetzlichsten aller Kriege heraufzubeschwören ?

Hätten die unter Habsburgs Szepter vereinigten Völker zu entscheiden, dann brauchten wir nichts zu fürchten. Aber die haben Steuern zu zahlen, zu gehorchen und ihr Blut zu lassen. Aus sittlichen Gründen werden die Wiener und Budapester Regierungen gewiß nicht zaudern, ihre Slavenvölker gegen die Slaven des Balkans marschieren zu lassen. Die letzte Entscheidung über Krieg oder Frieden haben heutzutage die Börsen und Bankhäuser. Da werden Gewinn- und Verlustchancen — nicht nach Menschen- sondern nach Geldwerten — berechnet, und verspricht nach der Kalkulation der Krieg für die Millionäre ein Geschäft zu werden, dann wird zur Attacke geblasen, dann werden hunderttausende kleinere wirtschaftliche Existenzen vernichtet und hunderttausend kräftige junge leistungsfähige Männer hingeschlachtet — für die Ehre des Vaterlandes.

Geht es aber los, das wissen wir alle, dann wird es ein Weltkrieg, wie er fürchterlicher noch niemals gebrannt hat. Denn Oesterreich hat nicht gegen die Serben zu kämpfen, sondern gegen die Russen. Für Deutschland und Frankreich werden die Bündnispflichten akut, und weil ein paar Wiener Bankiers den Serben ihren "Korridor" zum Meer, den Sandschak-Novibazar nicht glauben gönnen zu dürfen, werden in ganz Europa, in Westen und Osten, alle Ungeheuer der Kriegswissenschaft lebendig, namenloses Elend erfaßt alle Völker, Leben und Werte werden zerstört, Familien, Dörfer, Städte und Provinzen gesprengt und Kultur und Gesittung, wo sich ihre knospenden An-



Dann nämlich wird der Kampf dieser Nationen nicht mehr lagen finden mögen, entwurzelt und ausgerodet.

Vielleicht ist — wenn diese Hefte ausgegeben werden — der Brand schon ausgebrochen; vielleicht hat sich das Gewitter, dessen Blitze den Horizont in dieser Stunde schreckhaft verzerren, inzwischen verzogen. Ist das erste der Fall, marschiert unsere kräftigste Mannschaft schon um eines Nichts willen in den Tod, dann bedarf es keiner zornigen und warnenden Worte mehr, dann agitiert die scheußliche Kriegsbestie unter der sterbenden Jugend wirksamer für den Völkerfrieden, als alle revolutionäre Sehnsucht es je vermöchte. Ist es aber noch Zeit, hat die gesegnete Angst der Länder voreinander, und die dreimal gesegnete Angst mancher Regierungen vor Insurrektion und Revolution das Schreckliche verhindert, dann mag unser geistiges Volk und allen voran unser junges Volk erinnert werden, daß es not tut, den von Börsen und Regierungen drohenden Gefahren den Willen zu einer neuen Kultur entgegenzustellen. Der Weg zu neuer Kultur führt über Zorn und Leidenschaft. Ihre Bedingung ist Freiheit von den Traditionen und Konventionen der Eltern, Verachtung der Schulideale, Haß gegen Knechtung und Krieg und Wille zum Schönen, Wesentlichen und Wahren.

---

### Münchener Theater.

Die Entwicklung des Lustspielhauses vom Grossen Wurstl zu den Münchner Kammerspielen ist vollendet. Warum einem Theater, das in zweijähriger Wirksamkeit ausser Tschechows „Möve“, Strindbergs „Vater“ und Heinrich Manns „Unschuldige“ doch eigentlich keine Leistung gezeigt hat, die einige seelische Erschütterung bewirken konnte, der anspruchslose Name Lustspielhaus nicht genügte, ist schwer einzusehen. Aber meinerwegen auch Münchner Kammerspiele. Man durfte neugierig sein, mit welchem Werk Herr Dr. Robert die neue Würde seines Hauses zuerst dokumentieren werde. Der Weihrauch, der dem Lustspielhaus bisher überreichlich gesendet wurde, wird jetzt mit dem feierlichen Namen des Theaters ausdrücklich verlangt, und die Direktion wird sich bewusst gewesen sein, dass sie infolgedessen eine Kritik von höheren Ansprüchen herausfordere, als sie einstmals dem Grossen Wurstl zukamen. Die

Wahl des ersten Stückes ward offenbar vom Zeitgeschmack entscheidend mitbestimmt: sie fiel auf „Das Leben des Menschen“, ein Spiel in fünf Bildern von Leonid Andrejew.

Das Werk des Russen ist ein Mysterium. Ich gestehe, dass ich den Verdacht nicht loswerden kann, diese Eigenschaft habe dem Stück zur Annahme in den Kammerspielen verholfen. Mysterienspiele entsprechen anscheinend zur Zeit einem Publikumsbedürfnis. Ich möchte mit dem Bekenntnis nicht hinterm Berge halten, dass ich im Theater wesentlich andere Bedürfnisse befriedigt zu sehen wünsche. Wir sind mit Mysterien nachgerade überfüttert. Von den Oberammergauer und Erlter Passionspielen ganz abgesehen: zuerst kam das immer noch naive und infolge seiner brillanten Inszenierung und seiner Singularität recht interessante alte Spiel von Jedermann. Dann kungeltem vom aller Herren Länder die Reinhardtschen Erfolge mit Vollmöllers „Mirakel“ herüber. Uns Münchnern ist dieses Opus ja bis jetzt freundlich vorenthalten geblieben, aber wir wissen genug, wenn wir der Begeisterung des Wiener Eucharisten-Kongresses gedenken, dessen Geschmack anscheinend ausgezeichnet entsprochen war. Uns Münchnern hingegen allem war der schandhafte Prinz beschieden — und nun auch noch das Unglück in der Augustenstrasse. Wir haben genug. Wir danken bestens. Wir wollen im Theater Dramen sehen, keine Allegorien.

Ein Drama charakterisiert sich dadurch, dass in ihm Typisches am Einzelfall dargestellt wird. Die — von Andrejew geübte — Personifizierung des Typus ist undramatisch und darüber hinaus unkünstlerisch. Da tritt der Mensch auf — schlechtweg der Mensch. Kein Individuum etwa, kein Besonderer, kein von einem einzelnen Schicksal aus der Masse gestellter Mensch, — nein: der Mensch, als naturgeschichtliche Spezies, wie der Hund, die Schlange, das Gürteltier. Und um ihn herum seine Gattin, seine Freunde, seine Feinde, seine Gäste, und noch etliche Abstrakta in menschlicher Gewandung: nämlich die alten Frauen, die Parzen ähnlich, seine Geburt und seinen Tod begreifen und den Klatsch, das Unglück, den Neid und alle bösen Dinge versinnbildlichen. Und dann ist da ein Jemand in Grau. Der spricht zuerst einen Prolog, in dem erzählt wird, was wir auch vorher wussten, dass der Mensch geboren wird, dass es ihm manchmal gut geht und manchmal schlecht, und dass er am Ende seiner Tage stirbt. Dieser Werdegang wird nachher in fünf Bühnenbildern im Einzelnen vorgeführt, und der Jemand in Grau steht die ganze Zeit dabei und hat zum Zeichen, dass das Leben zum Schluss hin immer kürzer wird, eine brennende Kerze in der Hand, die bei der Geburt des Menschen mordslang ist, dann von Akt zu Akt weiter herunterbrennt, bis in dem Moment, wo der Mensch — natürlich in einer Budike unter lauter Besoffenen und selbst total heruntergekommen -

endlich stirbt, der Jemand in Grau den kleinen Kerzenstummel zu aller Befriedigung auspustet. Ich kann wohl sagen, eine banalere Symbolisierung des menschlichen Lebens ist mir denn doch noch nicht vorgekommen. Das Publikum sass natürlich in tiefer Ergriffenheit dabei: Es war doch so poetisch!

Im Besonderen bietet das Stück nicht viel mehr Erfreuliches als im Gesamten. Dass gleich zu Anfang der Zuschauer Ohlrenzeuge einer Geburt sein muss, ist doch zum mindesten geschmacklos. Wärs wenigstens rasch erledigt, aber man bekommt die Meinung, dass hinter der Kulisse mindestens Drillinge aus Licht wollen. Das Schreien des kreissenden Weibes hört garnicht auf und wird immer ärger. Man ist wahrhaft froh, wenn der Jemand in Grau mit der lebenslänglichen Stearinkerze erscheint und mitteilt, was man sich schon gedacht hat: dass der Mensch endlich geboren sei. Die Trivialität des Vaters des Menschen und seiner Verwandten zeichnet Andrejew naturgemäss am besten.

Das zweite Bild heisst „Liebe und Armut“. Der Mensch ist jungverheiratet und hat mit seiner Frau nichts zu essen. Aber man liebt sich und ist glücklich, auch stecken die guten Nachbarn gelegentlich ein Stück Brot ins Zimmer. Ausserdem ist der Mensch ja Künstler und Architekt (der tiefer Schauende erkennt auch hier des Dichters feine symbolische Absicht), da wirds schon werden Und richtig: der Mensch ist nicht zu Hause und seine Frau schläft. Da erhebt der Jemand in Grau seine Stimme und erzählt, dass der Mensch jetzt einen Bauauftrag kriegt, und dass nun alle Not aufhören wird Immerhin auch eine Art, wie sich Herr Andrejew hier mit einer Schwierigkeit der dramatischen Gestaltung abfindet.

„Reichtum; Ball beim Manschen“. Es ist furchtbar vornehm bei Menschens geworden. Eine Pracht geradezu. Die Gäste sitzen herum und bewundern den Reichtum Die Freunde freuen sich und die Feinde stecken die Köpfe zusammen. Ja, so gehts zu.

Im vierten Bild ist man aber schon wieder im Unglück. Man ist alt und tauscht Reminiszenzen aus. Man hat aber auch Hoffnungen und ein Kind. Das stirbt und wir fürchten für den Menschen das Aergste.

In jener schon erwähnten Budike ereilt ihn. Denn so pflegt es ja im Menschenleben herzuzugehen, dass man schliesslich im Rinnstein verreckt. Der Vorhang fällt, das Publikum ist beglückt und geht in schwermütigen Betrachtungen über die Lehren des tiefen Werks heim.

Ich leugne nicht länger, dass ich das Stück zum Speien finde und dass ich das Publikum im Verdacht habe, mit seinem Applaus die gelinde Gêne zu verbergen, dass es ein Werk des grossen Russen Andrejew nicht genial finde. Man hat nämlich noch in Erinnerung,

dass sein Landsmann Tschchow wirklich ein überragender Geist war. — Möglich auch, dass der Beifall der Regie gegolten hat. Mir persönlich war das Werk selbst so peinlich, dass mir auch die glänzendste Regie nicht über sehr unangenehme Empfindungen hinweggeholfen hätte. Ich finde aber auch, dass die Regieleistung des Herrn Dr. Robert zu Ekstasen der Begeisterung keinen Anlass bietet. Schön war nur das dritte Bild Die Marionetten der beglückten Gäste waren komisch und wirksam gestellt und dirigiert. Auch bot dieses Bild die erquickende Abwechslung, dass man die Bühne übersehen konnte. Dass man den grössten Teil des ersten Bildes und das ganze fünfte Bild hindurch vor vollständig dunkler Szene sitzen musste, verdreifachte die Qual des Abends, für die ich übrigens den Direktor der Kammerspiele nicht allzusehr angreifen möchte. Er hätte nur dem vermeintlichen Zeitgeschmack, nicht bis zu der Verirrung dieser mystischen Banalität nachgeben sollen. — Leber die Darstellung ist nicht viel zu bemerken. Herr Rene sprach als Jemand in Grau eindrucksvoll und gut. Leider versagte der Darsteller des Menschen, der eigens von auswärts verschrieben war, durchaus. Die Rolle hätte aus dem ständigen Personal des Theaters sicher besser besetzt werden können. Für einen Fehler halte ich es auch, dass Frau Roland die Frau des Menschen spielte. Ihre Art ist zu hart und zu schroff für eine Rolle, als deren vollendete Gestalterin man sich etwa Lucie Höflich vorstellen kann. Unter den Nebenrollen mögen die Herren Schwaiger und Kaiser, sowie Frl. Lorm lobend hervorgehoben werden.

Das Schauspielhaus brachte ein Schauspiel des Dänen Henri Nathansen heraus: „Hinter Mauern“. Die ersten beiden Akte hindurch empfängt man den Eindruck, dass sich hier ein ganz feiner differenzierter Dichter offenbare, einer, der mit grosser Liebe das Milieu seines Werks studiert hat und es versteht, den Zuschauer in diesem Milieu sogleich heimisch zu machen. Das Problem verrät sich sogleich: Die Revolution der aufgeklärten Jugend gegen das konservative Alter, dargestellt in einer jüdischen Familie. Esther Levin hat sich mit dem jungen Privatdozenten Dr. Herming verlobt, und der Konflikt besteht nun nicht nur darin, dass die orthodoxen jüdischen Eltern schon im Prinzip der Verbindung mit einem Christen widerstreben, sondern verschärft darin, dass Hennings Vater von Jugend auf der intimste Feind des Vaters Levin ist. Da gibt es nun sehr reizvolle Szenen: wie die Familie Levin am Freitag abend um den gemeinsamen Tisch versammelt ist, wie: Esther zu spät von der Vorlesung (rede Verlobung) kommt, wie sie der Mutter beichtet, wie — die schönste und poetischste Szene des Stückes — Frau Sara Levin ihren Gatten zugunsten der Tochter bearbeitet. Dann die Einführung des blonden Bräutigams in die Familie und das Verhalten

der unterschiedlichen Brüder Esthers, — alles sehr klug beobachtet und mit viel Liebe und Geschick gestaltet. — Aber dam kommt die grosse Pause, und danach der dritte und vierte Akt. Jetzt soll die dramatische Handlung losgehen, und jetzt wird's Kientopp. Die Verlobungsfeier im Hause des Staatsrats Herming, die Auseinandersetzung über die kirchliche Trauung, über die Religionszugehörigkeit der eventuellen Kinder — und daraus entsteht dann der Krach. Der alte Zorn überkommt die Väter wieder. Herr Levin donnert dem Feinde ein „Schuft!“ entgegen, das auch von Bataille sein könnte, und Verlasst in grosser Pose mit seiner Frau das Haus Hermings. Esther hört die Stimme des Blutes und die Zusammengehörigkeit mit ihresgleichen und löst Knall und Fall die Verlobung. Aber der Edelmut des jungen Herming führt alles noch zum glücklichen Ende. Er sieht ein, wie recht die Gegenpartei hat und liebt Esther von Stund an nur umso heisser. — Schade drum. In dem Augenblick, wo Nathansen sich besinnt, dass es nicht bis zum Schiusa mit Milieuschilderung abgehen kann, verlässt ihn jeder Geschmack und jede Psychologie. Da Vater Levin schon die Ehe seiner Tochter mit einem Christen und noch dazu mit dem Sonn seines antisemitischen Feindes zugegeben hat, leuchtet die Verzweiflung darüber, dass seine Enkel getauft werden sollen, nicht mehr ein Der rührselige Ausgang verdirbt dann auch noch den immerhin möglichen dramatischen Schluss, dass auf beiden Seiten die Einsicht aufgeht: Der seelischen Hemmnisse sind auf beiden Seiten zu viele — und die liebenden jungen Menschen müssen eben daran zerbrechen.

Die Aufführung war eine der befriedigendsten, die Direktor Stollberg seit langem zuwege gebracht hat. Die Stimmung in der jüdischen Familie wurde ausgezeichnet getroffen, und die Darsteller standen alle am rechten Platz. Carl Friedrich Pepler gab dem alten Levin viel Wärme und glaubhaftes Leben, an seiner Seite die wundervolle Frau Gliimer entzückte wieder mit jedem Wort und mit jeder Geste, und besonderer Erwähnung wert ist ausserdem Frau Fritzi Schaffer, in der die Esther ganz vorzüglich verkörpert war. Hier liegen wohl die besten Möglichkeiten dieser Schauspielerin: in der Gestaltung herber trotziger Mädchencharaktere. Ich erinnere mich, schon mehrfach in ähnlichen Rollen jene leichte Verbissenheit malträtiierter Gemüter sehr ausdrucksvoll von ihr dargestellt gesehen zu haben. — So in Halbes „Mutter Erde“, — doch kaum je bat mir Frau Schaffer besser gefallen als in Nathansens Schauspiel<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Platzmangel zwingt mich, mein Urteil über die letzten Premieren des Residenztheaters „Magdalena“ und „Belinde“ einen Monat zurückzustellen.

---

## Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Sehr luxuriös ist nun, dass sich nicht nur über der Breitseite des Tisches, sondern auch über seinen beiden Schmalseiten je ein Fenster bis zur Decke erhebt, so zwar, dass die Seitenfenster noch etwas schmaler sind, als der Tisch. Meine Zelle liegt nämlich, wie der Inspektor mir schon verraten hatte, im Erker, und ich kann, wenn ich morgens über den Hof marschiere, um „frische Luft“ zu mir zu nehmen, stolz erkennen, welches Fenster meine Zelle bezeichnet. Uebrigens sind die Scheiben meines Fensters auch nicht von Eisenstangen durchschnitten, sondern haben ein richtiges hölzernes Fensterkreuz, das sich zwar leider nicht öffnen lässt, aber doch immerhin ganz hübsch aussieht. Leider ist das Glas hier so wenig durchsichtig wie in Nr. 42. Nur eben angedeutet sieht man hinter den gerillten Scheiben des Breitfensters wie der Seitenfenster ein festes eisernes Aussengitter. — Der Stuhl, auf dem ich sitze, hat eine Lehne, und alles übrige ist so beschaffen wie in Nr. 42 auch. Nur hängt am „Spind“ ausser den übrigen Anweisungen noch ein „Alkohol-Merkgesteuert werden soll. Und das fromme Plakat, das jede Zelle schmückt, trägt hier auf der einen Seite die Inschrift: „Gott will, dass sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und bete. Hesekiel 33, 11a; auf der anderen Seite, die ich mir nach aussen gehängt habe: „Erkenne deine Missetat, das du wider den Herrn deinen Gott gesündigt hast. Jerem. 3, 13.“ Ich hege einigen Zweifel, ob schon einmal ein Sünder durch das wochenlange Betrachten solcher aus dem Zusammenhang gerissener Sätze von seiner Sündhaftigkeit kuriert worden sei. Will man schon erziehlich wirken, indem man wenig gebildeten Menschen Sprüche biblischer oder sonstiger Weisheit in die Gefängniszelle hängt, so sollte man doch zu allererst darauf achten, dass etwa das Wort „dass“ nach „Erkenne“ mit ss zu schreiben ist, und dass „deinen Gott“ als nähere Definition zu „den Herrn“ in Kommata gesetzt werden muss. Ich lebe der Ueberzeugung, dass ein orthographischer Fehler, der sich dem Gehirn eines minder differenzierten Menschen einprägt, mehr Schaden bewirken kann, als ein auswendig gelerntes Bibelwort Nutzen.

Mit diesem pädagogischen Bekenntnis will ich den Bericht über jenen denkwürdigen Mittwoch abschliessen, der im weiteren Verlaufe nichts Bemerkenswerthes mehr bot, und die Feder bis morgen aus der Hand legen. Ein wenig nachgeholt habe ich heute jedenfalls und vielleicht kann ich in zwei, drei Tagen schon immer über das je-

weilig Aktuelle berichten. — Der heutige Sonntag ging leider dahin, ohne Aufschluss über den Verbleib meines Notizbuches zu bringen.

Montag, den 8. November 1909.

Beim Genuss der vortrefflichen Zigarren und gelockt von dem angenehmen hellen Licht, dem bequemen Stuhl (im Gefängnis ist schon ein einfacher Küchenstuhl so bequem wie im Salon ein Klubsessel) und dem grossen Tisch, hatte ich mich am Mittwoch noch an die Ausführung eines literarischen Essays gemacht, mit dem ich schon lange umgehe . . . Es handelt sich um eine Charakteristik Frank Wedekinds als Schauspieler. Den ganzen Juli hindurch war Frank Wedekind Herr des Münchener Schauspielhauses und spielte nacheinander den Nikolo in „So ist das Leben“, den Schön im „Erdgeist“, den Hetmann in „Hidalla“, den Gesanglehrer in „Musik“, den Burridan in „Zensur“, den „Marquis von Keith“ und den „Kammersänger“. Ich habe alle die Leistungen gesehen . . . und sehr starke Eindrücke empfangen, die niederzulegen mir viel Freude machen wird . . . Weit kam ich allerdings nicht mit dem Artikel — nicht über die Einleitung hinaus. Denn die intensive Beschäftigung mit dem Buch des Dänen Madelung, der ich mich vorher hingegeben hatte, drängte nach Erledigung dieser Lektüre. „Jagd auf Tiere und Menschen“ ist ein gutes, kräftiges Buch, von einem klugen Menschen geschrieben, der zugleich robuste und gepflegte Nerven und ein klares Auge hat. Madelung ist ein brillanter Schilderer der Gegenden, die er bereist, der Menschen, die er kennen lernt, der Zustände, die er antrifft. Störend wirkten auf mich die lyrischen Abschweifungen in manchen seiner Berichte, besonders in der Geschichte „Tops“. Zwar findet Madelung immer gute dichterische Bilder, die im einzelnen genommen vor der strengsten Kritik bestehen, aber seine Lyrismen sind mir zu klug, zu literarisch, zu gewollt. Ich glaube es einfach diesem Kraftmenschen nicht, dass ihm etwa das Spiel der Sonnenstrahlen in abgefallenem Laub neben der Beobachtung, die schon sehr viel ist, noch Vergleiche abnötigt. Ich habe das Buch schon abgegeben und kann daher das, was ich meine, nicht an Beispielen belegen. Jedenfalls gilt es mir da am meisten, wo er einfach in festen Strichen zeichnet, was er sieht, beschreibt, was er weiss. Die schmucklosesten Kapitel des Buches sind die stärksten: „Terror“ und „Progrom“, — und daneben die Schilderung der Landstrasse und der Marsch nach Besowo im Eingang des Buches, das im ganzen als eine überaus wertvolle Quelle zum Studium russischer Volkheit und russischer

---

) Mein Aufsatz „Der Schauspieler Wedekind“ erschien erst im Anschluss an das Wedekind-Gastspiel im Jahre 1910 in der „Schaubühne“. Ich benutzte ihn hier bei der Beurteilung des Gastspiels im Jahre 1911. (Vgl. „Kain“ I, 5, S. 75.)

Zustände Beachtung verdient und technisch zweifellos einen Dichter verrät. (Fortsetzung folgt.)

## Bemerkungen.

**Gerhart Hauptmann.** Es geziemt sich, des Mannes, der unter allen lebenden deutschen Dichtern mit seinen Werken die stärksten Wirkungen ausgeübt hat, an seinem fünfzigsten Geburtstage ehrend zu gedenken. Es wäre zum Glück verfrüht, den Dank für Gerhart Hauptmanns Schaffen in die Form einer literaturkritischen Uebersicht zu kleiden. Denn mit seinen jüngsten Werken „Die Ratten“ und dem tiefen Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint“ hat Hauptmann sehr deutlich gezeigt, dass er noch lange kein abgeschlossenes Lebenswerk hinter sich hat, und dass wir seinen Geburtstag als Tag der Hoffnung auf weitere Köstlichkeiten feiern dürfen. Wer sich ein persönliches Fest aus dem Gedenktage machen will, der nehme sich Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen“ vor oder „Rose Bernd“ oder „Michael Kramer“ oder „Der Biberpelz“ — und der ehrliche Glückwunsch für des Dichters Leben und langwährende Dichterkraft wird ihm von selbst aus dem Herzen steigen

**Wenn der bayerische Löwe brüllt.** Jede Stunde dieser aufgeregten Tage kann die Mobilisierung des Heeres bringen. Jeden Moment muss jede Familie bereit sein, Vater, Sohn, Bruder oder Freund zu entlassen und auf Leben oder Tod in den Krieg ziehen zu sehn. Zum Besten des Volkes natürlich. Aber das Volk hat keine Ahnung, wann sich das Schicksal und in welcher Form zu seinem Besten wenden wird. Das knobeln die europäischen Regierungen unter sich aus. Zwar fordern die Demokraten aller Schattierungen, dass in Fällen ernster Verwicklungen das Parlament einzuberufen und um seinen Rat zu befragen sei. Aber wer Augen hat und Ohren, weiss, dass das Volk in parlamentarisch regierten Ländern genau so wenig über seine intimsten Angelegenheiten erfährt, wie bei uns. Das bringt die Institution der Regierungen selbst mit sich, das System des Staats also, in dem es ganz gleichgültig ist, ob das Volk mit seiner eignen Initiative zugunsten eines erwählten oder zugunsten eines ernannten „Cabinets“ abgedankt hat. — Das Volk aber verbringt diesseits und jenseits der Landesgrenzen die Zeit, in der seine Existenz auf dem Spiel unterschiedlich befähigter Diplomaten steht, mit Rätselraten. Es lauert auf Anzeichen, auf Symptome, auf Indiskretionen subalternen Eingeweihter und schnuppert in der Luft, ob er nicht am Geruch erraten kann, was für eine Suppe ihm in jenen Dunkelkammern gekocht wird.

Jetzt hat der bayerische Küchenchef auch mal mit seinem Löffel in der Terrine gerührt, und es sind Aufruhrblasen und Kriegsdünste aufgestiegen. Ausgerechnet jetzt, wo alle Welt in äusserster Spannung der Entwicklung der Ereignisse entgegenseht, glaubte das wahrhaft genial inspirierte Ministerium Hertling eine Lücke der Gesetzgebung mit der beschleunigten Einführung eines



Standrechtsgesetzes ausfüllen zu müssen. Ganz zum Schluss der Landtagssession und mit einer Eile, als ob der bayerische Löwe schon los sei. Die Zeitungen waren offenbar von oben her instruiert worden, dass sie aus der Geschichte keine Schreckensaktion machen sollten. Denn sie brachten die Nachricht, als ob sich's um eine Vorlage handle, die die Abänderung der blanken Knöpfe an den Uniformen der Parlamentsdiener beträfe. Ist es aber wahr, was die offiziösen Herren versichern, dass dies Gesetz gar keinen Zusammenhang mit der gegenwärtigen politischen Situation habe, dann muss ihnen doch gesagt werden, dass der Zeitpunkt, den sie zu seiner Einbringung gewählt haben, mal wieder die ganze Tiefe bayerischer Regierungsweisheit verrät. Die Nervosität der Bevölkerung in diesem Augenblick dermassen ungeschickt zu steigern, heisst doch gradezu, einem schlaflosen Neurastheniker Wanzen in' Bett stecken.

Das Gesetz selbst? Ein freundliches Gemälde: wie wir leben werden, wenn die Barone Hertling und v. A Heydte Diktatoren sind. Ein Sachverständiger hat mir neulich vorgerechnet, dass die Füsilierung eines Delinquenten etwa 60 Pfennige an Patronen kostet. Da das Gesetz der christlichsten aller Regierungen die à tempo zu vollstreckende Todesstrafe weitaus häufiger vorsieht als das im übrigen Deutschland geltende Standrecht, wird sich bei Ausbruch einer Revolution oder eines Kriegs Bayern wenigstens einer sparsamen Justiz rühmen dürfen.

---

**Lieb Vaterland.** Die höchste Tugend eines edlen Mannes ist bekanntlich die Vaterlandsliebe. Wie weit das Vaterland zu lieben ist, ergibt sich ohne Schwierigkeit aus einem Blick auf die politische Landkarte. Seit der Einigung des Deutschen Reichs hat der Mecklenburger das Schwabenland, der Schlesier Schleswig-Holstein, der Sachse Ostpreussen und der Niederbayer Hinterpommern als sein Vaterland inbrünstig zu lieben. Bei Grenzverschiebungen weiss der Patriot, was er zu tun hat: er wird sogleich seine Vaterlandsliebe den neuen politischen Verhältnissen loyal anpassen. Sollte einmal wieder ein Napoleon ins Land kommen und das halbe Deutschland seinem Reiche beifügen, dann ist es ein billiges Verlangen, wenn die deutschen Patrioten nunmehr aufgefordert werden, ihre Vaterlandsliebe fortan nach Frankreich zu dirigieren. Das muss doch eine Kleinigkeit sein, und wems schwer fällt, dem wird schon nachgeholfen werden. Haben wir Deutschen nicht selbst gezeigt, wie man nachhilft? Wo gäbe es in Elsass-Lothringen noch Leute, die Frankreich als ihr Vaterland liebten? Nord-Schleswig weiss kaum mehr, wo Dänemark liegt, und die Polen gar haben sich in feiner Weise den Preussen assimiliert, dass sie ihren Besitz an Grund und Boden nur noch an deutsche Ansiedler verkaufen. Die preussische Regierung kommt ihnen dabei erdenklich weit entgegen. Fällt es einem Polen garzu schwer, sich von seinem Besitz zu trennen, dann greift wohlthätig das Gesetz ein, und der Staat führt mit väterlicher Hand das Grundstück in das Eigentum eines preussischen Eingebornen über. Viermal ist die Operation nun vollzogen (einmal bei einer polnischen Witwe) und die preussische Vaterlandsliebe ist den Enteigneten dadurch schon soweit in Leib und Seele eingedrungen, dass sie ihnen nachgerade aus allen Poren schwitzt. Ihre polnische

Sprache, ihre Sitten und ihre Kultur wird man ihnen mit Gottes Hilfe auch bald abgewöhnt haben. Auf diese Weise sorgt Preussen auf das Zuverlässigste für eine zufriedene und wahrhaft glückliche und patriotische Bevölkerung in jenen Grenzländern, der jedes revolutionäre Trachten naturgemäss für alle Zeiten weltenfern bleiben muss. Wo heutzutage ein paar Polen sich noch auf ihrem ehemaligen Boden zusammenfinden, singen sie, wie ich erfahre, mit treudeutscher Begeisterung das Lied: Das Vaterland muss grösser sein!

**Schlechte Manieren.** In einer nordeutschen Provinzzeitung entäussert sich ein anonymes Schmock eines schmalzigen Följetongs über den Künstlerstammtisch in einem Münchener Weinlokal. Der nordeutsche Provinzonkel erfährt daraus, dass sich manche Leute, deren Namen er schon mal gelesen hat, manchmal zu einem Glase Wein zusammenfinden, und dass man den Abfasser des Följetongs aus diesem Kreise nicht hinausgeschmissen hat. Schmockchen stolpert über eine Unbequemlichkeit. Zu der Stammtischrunde gehört ein Mensch, der die Schmöcke gern Schmöcke nennt, und der den Provinzonkeln in Nord und Süd deshalb von allen Schmücken gern in der Aufmachung einer missratenen Kreatur serviert wird. Nachdem sich Herr Inkognito mit allen Berühmtheiten des Tisches aufs Leutseligste angebiedert hat, rückt er mit dem Geständnis heraus, dass an dem Tisch auch der „Edelanarchist“ Erich Mühsam verkehrt. (Falls Schmockchen diese Zeilen lesen sollte, sei ihm mitgeteilt, dass ich die Gepflogenheiten der Leute, die ihre Begegnungen mit Anarchisten dadurch beschönigen wollen, dass sie uns mit einer schmockigen Vorsilbe versehen und in Anführungsstriche setzen, hier schon mehrfach als trottelhafte Unverschämtheit gekenn, zeichnet habe.) Wenn auch blos „Edelanarchist“, — der Provinzonkel könnte doch Anstoss an Schmocks Verkehr mit solchem Kerl nehmen, der deshalb beschimpft sei. Das Följetong stellt also fest, dass ich einen wilden Bart und schlechte Manieren habe. Dass Schmockchen meine Witze erträglicher als meine Ansichten findet, will ich ihm zugute halten. Das Gehirn fast aller Säugetiere ist so eingerichtet, dass es nur auf das reagiert, was es allenfalls zu begreifen vermag. — Bleiben meine schlechten Manieren. Obgleich ich mir nicht bewusst bin, je mit dem Messer in den Zähnen gestochert oder meine Beine auf den Esstisch gelegt zu haben, bin ich natürlich nicht zur Beurteilung meines eignen Benehmens kompetent. Aber was für ein Zeugnis stellt das Männchen mit dem wahrscheinlich prächtig frisierten Bart all den berühmten Männern aus, mit denen es eben noch so herzlich befreundet war. Es beschuldigt sie vor allen Provinzonkeln, dass sie den Verkehr mit einem Menschen nicht abbrechen, der sich bei Tisch unmanierlich aufführt. Es ist zu hoffen, dass wenigstens Herr Inkognito in Zukunft den Verkehr mit so wenig empfindlichen Menschen meiden wird.

Wir aber haben aus dem Följetong gelernt, was gute Manieren sind: sich in den privaten Kreis von Leuten, die sich gegenseitig etwas zu sagen wissen, hineinzudrängen, sich mit freudlichem Händedruck deren Vertrauen bestätigen zu lassen, ihre Gespräche zu schinden und sich dann auf den Hintern zu setzen, um sie in ihrem privaten Tun den Provinzonkeln auszuliefern. Dass das anonym geschieht, und dass einer aus der Runde dabei verhöhnt und beschimpft wird, zeugt von geradezu herrschaftlichen Manieren. — Wir Wilden sind doch bessere Menschen.

===== Vom =====  
Gedichtbände

# „Der Krater“

von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in  
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

=====  
Preis 2 Mark.  
=====

Erschienen;

# Kain-Kalender

für das Jahr 1913.

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

=====  
Preis 1 Mark.  
=====

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber

ERICH MÜHSAM.

Bestellungen nimmt entgegen

KAIN-VERLAG, MÜNCHEN.

# Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,  
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanzlers,  
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte  
Bureau sofort nach Erscheinen

## **KLOSE & SEIDEL**

Bureau für Zeitung-Ausschnitte

BERLIN NO 43

::

Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis 1

Erste Referenzen!

**Saturnverlag Hermann Meister, Heidelberg.**

Seit August 1911 erscheint:

# **SATURN**

Eine Monatsschrift für Beüetristik, Kritik, Satire, Lyrik und Schwarz-Weiss-Kunst, herausgegeben von Hermann Meister und Herbert Grossberger.

Von den Mitarbeitern seien u. a. genannt:

Oskar Baum, Ernst Blass, Max Dauthendey, Albert Ehrenstein, Johannes von Guenther, Otto Hinnerk, Rudolf Kurtz, Heinrich Lautensack, Otto Stoessl, Felix Stössinger, Emile Verhaeren, Paul Zech.

Von Urteilen führen wir an:

„Auf die unabhängige Zeitschrift sei mit Nachdruck hingewiesen.“  
Prager Tagblatt.

„Eine Zeitschrift von Individualisten für Individualisten“.

Der Tagesbote, Brünn.

„Eine Zeitschrift, die in dem Gewimmel der Revuen einen besonderen Platz verdient“.

Hildesheimer Allg. Zeitung.

Jedes Heft umfasst ungefähr 2 Bogen und enthält 2 Bildbeigaben, darunter meistens Originale wie Lithographien, Kupferstiche, Schnitte. Der Mindestabonnementspreis (für 6 Hefte) beträgt Mk. 3.—, Einzelhefte kosten 60 Pfg. Das Abonnement vermittelt ohne Portoberechnung der Saturnverlag Hermann Meister, Heidelberg, sowie jede gutgeführte Buchhandlung.

Gratisprobehefte werden nicht abgegeben, dagegen sind gegen Einsendung von Mk. 1.— zur Orientierung 3 Hefte nur direkt vom Verlag erhältlich.